

Zu den Anfängen der Familienaufstellung

Maïke Struve im Gespräch mit Thea Schönfelder am 24.1.2002

Frau Schönfelder, ich danke Ihnen, dass Sie sich zu diesem Gespräch bereit erklärt haben. Ganz zu Anfang möchte ich gerne wissen, in welchem Rahmen Sie Bert Hellinger kennengelernt haben.

Ich kannte ihn von ferne, als er auf den Lindauer Psychotherapie-Wochen als Gruppenleiter in ganz anderem Zusammenhang, u.a. in Primärtherapie, Gruppenanbot und sich mit Familienaufstellung überhaupt noch nicht beschäftigte. Ich wusste also, wer er war, und kannte auch seine Fama – es geht ja jedem irgendein Ruf voraus oder hinterher. Dann tauchte er nach etlicher Zeit in einer meiner Gruppen auf, die ich seit Jahren immer auf den Lindauer Therapie-Wochen anbot. Diese Gruppen hatten im Grunde Supervisionscharakter, das heißt, ich habe therapeutisch tätige Menschen animiert, ihre Fälle vorzustellen. Dann habe ich mit den Teilnehmern der Gruppe diese Konstellationen in der Familie aufstellen lassen. Ich nannte das damals „Familienskulptur“.

An dieser Gruppe hat Bert Hellinger ein- oder höchstens zweimal teilgenommen. Er hat so die Arbeit kennengelernt. Ich weiß auch noch ganz genau, dass er einmal in einer dieser Familienaufstellungen Protagonist war und ihn über das Formale und das Methodische hinaus auch das Erleben in der Rolle sehr beeindruckt hat. So habe ich Hellinger kennengelernt.

Wann war denn das ungefähr?

Ach, wenn ich das wüsste! Also ich bin jetzt, im Jahr 2002, 15 Jahre aus der Klinik raus. Und es war sicher acht Jahre vorher, also vor über zwanzig Jahren. Und ich habe ihn dann später immer mal wieder, solange ich noch in Lindau mitgearbeitet habe, auf der Straße getroffen oder bei einem Referententreffen, dann haben wir „Hallo“ gesagt, aber wir haben nie ein Fachgespräch geführt.

Und wie sind Sie zu dieser Skulpturarbeit gekommen?

Ich würde sagen, wie die Jungfrau zum Kind. Indirekt, über zwei Schienen. Ich hatte mich in der Kinder- und Jugendpsychiatrie ganz früh, als es Familientherapie formal überhaupt noch nicht gab, für Beziehungszusammenhänge in der Familie interessiert. Ich habe zu einer Zeit, als man noch darüber lachte, die Familie in einem strukturellen Zusammenhang mit einbezogen. Und nicht etwa hier Betreuung des Kindes und dort Beratung der Eltern, sondern ich habe einen prozessualen und strukturellen Zusammenhang hergestellt. Aber zunächst noch ohne solche Mittel wie die Familienskulptur.

Dann hatte ich aber eine Supervisorin aus einem ganz anderen Arbeitsbereich, eine Psychologin, die eine Schülerin von Virginia Satir war. Über sie habe ich ein Stück weit von der Arbeit von Virginia Satir gehört, die ja sehr früh mit Skulpturarbeit angefangen, darüber aber so gut wie kaum etwas veröffentlicht hat. Diese Kollegin vermittelte das, sie erzählte davon. Ich war damals, Anfang der Siebzigerjahre, in einer psychotherapeutischen Weiterbildung in einem körperbezogenen Therapieverfahren, in der Konzentrativen Bewegungstherapie (KBT), und hatte dadurch eine völlig andere Wahrnehmung für die Erlebnisbereicherung über Körperphänomene entwickelt. Da fand ich also irgendetwas Verwandtes und habe dann einfach einmal, zunächst in diesen Gesprächssupervisionen, Elemente von der Skulptur, wie ich sie bei Satir nie selbst erlebt, aber von ihr gehört hatte, einfach hineingenommen. Ich habe gedacht, mehr als blöd sein kann das ja nicht. Und das erwies sich dann als ungeheuer aufschlussreich.

Haben Sie zu dem Zeitpunkt auch schon konkret mit den Familienmitgliedern gearbeitet?

Ne, ne, ne. Erst mal in der Supervision. So berichtete zum Beispiel einmal eine Therapeutin, dass die Frau zu ihrem Mann sagt: „Ich häng“ ja so an dir!“ Und dann habe ich sie mal ausprobieren lassen, wie das ist, wenn jemand an einem hängt. Und dann war klar, dass diese positive Konnotation „Ich häng“ ja so an dir!“ was ganz Grässliches haben kann. In solchen, ich möchte mal sagen, Augenblicksmomenten, habe ich gemerkt, dass das funktioniert, und dann habe ich, auch erst in der Supervision, nicht mit Klienten, Aufstellungen gemacht. In einer ganz bestimmten Abfolge, die sich, ich kenne die Schriften Hellingers nicht, von seiner Art des Vorgehens sehr unterscheidet.

Und als das funktionierte, als ich da sicher war, dass man da keinen Unsinn macht, habe ich auch mit Familien – allerdings immer nur exemplarisch – so gearbeitet, zum Beispiel in Weiterbildungsgruppen von Körpertherapeuten, die zu ihrem Körper eine ganz andere Beziehung haben und die, wenn sie zum Beispiel so auf dem Boden sitzen (macht eine kauernde Körperhaltung vor), schlichtweg eine andere Wahrnehmung entwickeln, als wenn jemand so etwas noch nie gemacht hat, bzw. ablehnt, sich meinetwegen so (macht die Bewegung erneut) auf den Boden zu setzen. So ist das entstanden. Danach habe ich im studentischen Unterricht Familientherapiebeispiele praktisch nur noch über diese Methode vermittelt.

Wie sind Sie denn da vorgegangen?

Ja, das kann ich Ihnen genau sagen. Also, ich habe in einer Supervisionsgruppe jemanden gebeten, kurz das Thema dieses Falles zu schildern und eine ganz bestimmte Fragestellung zu entwickeln. Dann habe ich ihm oder einem anderen Gruppenmitglied vorgeschlagen, diese Familie mal so aufzustellen, wie er glaubt, dass die Beziehungen dieser Familienmitglieder zueinander sind. Vater, Mutter, zwei Kinder, der klassische Fall, und zwar einer nach dem anderen. Das Entscheidende war, alles geschah nonverbal, nicht wie im Psychodrama mit Dialogen oder mit Veränderungsmöglichkeiten. Alle wurden nacheinander wirklich wie eine Skulptur hingestellt, hingesetzt oder hingelegt.

Also keine Vorschriften, es wurde keine Gestik oder Mimik vorgegeben?

Nein. So wurde zum Beispiel der Vater hingestellt, und er wurde angewiesen, in dieser Stellung zu bleiben. Aus der Konzentrativen Bewegungstherapie gibt es die Erfahrung, dass man lange genug eine Körperhaltung oder eine Stellung einnehmen muss, damit man überhaupt irgendetwas spürt. Wenn man die Körperhaltung zu schnell ändert, kriegt man nicht mit, was da eigentlich in einem vorgeht. So und dann den Zweiten, den Dritten, den Vierten. Ich selbst bin immer der Moderator im Hintergrund gewesen und habe dann den Betreffenden, entweder den Therapeuten oder den, der aufgestellt hat, aufgefordert: „Jetzt frag mal einen nach dem anderen, wie er sich fühlt, was er mitkriegt von sich und den anderen.“ Und dann gab es keinen Dialog, sondern der Gefragte gab eine Botschaft, dann fragte er den Nächsten, also alle hintereinander weg. Und dann durfte der Aufsteller, ich nenne ihn jetzt mal den Aufsteller, wer es auch war, einem Menschen in der Familie erlauben, sich zu verändern. Nicht die anderen und nicht mehrere zugleich, sondern er durfte meinetwegen, wenn er so gestanden hatte (macht einen Stand vor) und merkte, hier wird ihm alles eng, konnte er meinetwegen so machen oder so oder in die Ecke gehen, was auch immer. Und dann kam die nächste Frage, was diese Veränderung mit ihm selbst und den anderen gemacht hat. Und das ging so durch, bis alle eine Veränderung durchlaufen hatten.

Also, es war nie die Ansage von dem, der die Aufstellung gemacht hatte, ich verändere dich jetzt so und so, sondern es war immer die Frage an denjenigen, ...

... der irgendwo in der Ecke saß. Ich habe zum Beispiel auch Verstorbene mit hereingenommen. Verstorbene Geschwister oder die verstorbene Mutter oder so. Das hat ein bisschen gebraucht, bis ich das gewagt habe, weil das ja auch viel auslöst.

Und dann ergab sich in der Regel ein Prozess innerhalb dieser Familie, bis plötzlich jemand sagte: „Ja, so, jetzt kann ich aufatmen.“ oder „Jetzt ist es für mich gut.“ Und dann haben wir uns natürlich auch sehr bemüht, zu gucken, wie es dem sogenannten Symptomträger geht. So war das in der Supervision.

Während des Unterrichts habe ich oder auch ein Mitarbeiter eine Familie vorgestellt. Und dann ergab sich natürlich das absolut Verrückte, dass das, was sich in der Familien-skulptur konstellierte, völlig deckungsgleich war mit dem, was sich in der Familie abgespielt hat. Dann habe ich das-selbe schon auch mit den Familien selbst gemacht. Wobei ich nicht immer die ganze Sequenz durchgeackert habe, sondern von der Belastbarkeit und von der Motivation der Familie ausgegangen bin. Ich habe immer gesagt: „Ich habe da eine Möglichkeit, dass wir es mal ohne Reden versuchen. Wollen Sie das machen?“ Weil ich immer ressourcenorientiert gearbeitet habe, war mir vor allem wichtig, dass ich das Gefühl hatte, die Ressourcen der Familie reichten aus. Ich finde es unzumutbar, eine Familie in eine Auseinandersetzung zu bringen, der sie nicht gewachsen ist. Das geht nicht.

Ich habe dann auch mit Familien eine Version entwickelt, dass ich zum Beispiel mit Steinen gearbeitet habe oder auch mit diesen kleinen Holzmodellen. Die waren nicht wie im Familienbrett neutral, sondern angemalt. Der eine hat sie so hingebaut, wie er die Familie sieht, und der andere ... Wo hab ich denn jetzt Steine? (gießt Steine aus einem kleinen Beutel auf den Tisch) Also, zum Beispiel ein Vater stellt die Familie so dar, so Vater, so Mutter, so drei Kinder. Dann sagt der hier, das ist der Sohn: „Na, das möchtest du wohl!“ und stellt die Familie ganz anders dar, nämlich so ... und dann ist sehr interessant, dass auch die Gestalten dieser Steine zum Teil über unbewusste Mechanismen eine Rolle spielen. Ich habe immer den ganzen Haufen ausgeschüttet und darauf geachtet, was sie dann so nehmen. Ich habe ja jetzt zum Beispiel diesen kantigen Stein für den Vater genommen. Anschließend wurde ein Gespräch darüber geführt, welche Konsequenzen sich aus dem Gesehenen ergeben haben. Ich finde nämlich, das ganze Gerede ist sinnlos, wenn daraus nicht irgendwelche Handlungsimpulse erwachsen, die die Familie aber selber entwickelt.

Was meinen Sie mit Konsequenzen?

Also wenn deutlich wird, dass zum Beispiel zwei Kinder sich in der Sitzung auf einem Sessel ganz eng zusammensetzen, sich aber immer knuffen, schließlich die Mutter explodiert und sich herausstellt, dass in Wirklichkeit die Eltern ganz symbiotisch verclincht sind, aber sich im Grunde nicht ausstehen können, sich immer auf die Köpfe hauen. Dass man dann sagt: „So, was können wir jetzt mal machen, damit wir mal klarer sehen, wie es wirklich ist?“ Dann hat zum Beispiel jeder von mir ein kleines Oktavheft gekriegt, und dann habe ich gesagt: „Nun schreibt mal jeder auf, wann für ihn eine Situation eingetreten ist, die in dieses Schema passt. Nicht miteinander reden, nicht austauschen darüber, jeder macht das für sich, und nächste Woche sehen wir uns wieder.“

Also Sie haben kleine Aufgaben mit nach Hause gegeben?

Kleine Aufgaben, sodass sie nicht das Gefühl haben, da ist jetzt jemand, irgendeine weise Frau, die ihnen da was

verclickert und eine ärztliche Anordnung „Dreimal täglich eine!“ gibt. Sie sollten von vornherein wissen: „Wir müssen jetzt was machen.“ Dadurch kriegt man auch sehr schnell heraus, ob sie überhaupt wollen. Man merkt nämlich ganz schnell, ob irgendjemand das Ganze torpediert. Also immer kleine Miniaufgaben. Dann ergab es sich oft, dass sich in dieser Woche gar nichts abgespielt hat. Die Verschreibung hat schon genügt, dass sich das Störende beheben konnte. Ja, das ist im Prinzip die Arbeit.

Sie haben also die Familienaufstellung konkret in Ihren Alltag in der Psychiatrie eingeflochten? Sie haben sie dort angewandt, nachdem Sie sie in der Supervision ausprobiert hatten, und Sie haben sie auch in der Ausbildung angewandt?

Ja.

Haben Sie das dann so während Ihrer gesamten Berufstätigkeit fortgeführt?

Ich habe damit etwa zeitgleich mit der Konzentrativen Bewegungstherapie angefangen, also muss es in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre gewesen sein. In meinem dämlichen Job in der Klinik habe ich ja nie Zeit gehabt für eigene Therapien. Deshalb habe ich das sehr wohl dosiert und habe mir immer mal so einen längeren Verlauf gegönnt. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Pastoren-Familie mit einem phobischen Kind, ein zwölfjähriges Mädchen, das ein Dreivierteljahr nicht von Mutters Schürze kam. Als es dann um die Ablösung, die Loslösung ging, habe ich den beiden einen Wollfaden in die Hand gegeben und habe gesagt: „Setzt euch, macht die Augen zu und versucht einmal herauszufinden, ob ihr die andere spürt durch diesen Wollfaden.“ Und dann habe ich gesagt: „So und jetzt, Mutter oder Tochter, wer will mal versuchen, sich abzulösen?“ Dann war es sehr interessant, zuerst kam das Mädchen dran, sie nahm diesen Wollfaden und legte ihn sich nach einer gewissen Zeit des Spürens auf die Knie. Dann kam die Mutter und nahm den Wollfaden, also im zweiten Gang noch mal das Gleiche. Lange genug ausprobieren, wie das geht mit dem Spüren. Dann aber schmiss die Mutter den Wollfaden auf den Boden. Da machte die Zwölfjährige die Augen ganz weit auf und sagte: „Das hättest du nicht dürfen!“ Diese ganze superchristliche Gemeinsamkeit in dieser Familie stellte sich als eine absolut trügerische Scheinwelt heraus. Das ganze Theater mit den zwei größeren Geschwistern und dem Vater, die ja dabeisaßen, ging dann los, und die Arbeit fing erst richtig an. So was habe ich immer nur gemacht und würde ich auch nur empfehlen, wenn man wirklich eine tragfähige Beziehung zur Familie aufgebaut hat. Nicht als Mätzchen, nicht als Manipulation, das ist meiner Meinung nach einfach zu gefährlich. Es mögen welche sagen: „Na ja, kann doch nicht schaden.“ Ich denke auch, dass diese Allparteilichkeit, die von bestimmten Schulen so gepriesen wird, sich zwar ganz gut anhört, aber sicher nicht immer durchgehalten werden kann.

Aber vielleicht gibt es auch so einen Grad dazwischen, zwischen Allparteilichkeit und Schuldzuweisung.

Das denke ich schon, ja.

Im Laufe einer Kindertherapieausbildung wurde mir bewusst, dass ich mich immer noch sehr als Anwältin des Kindes fühlte und dass ich unausgesprochen dazu neigte, den Eltern die Schuld an dem Zustand des Kindes zu geben. Ich habe gemerkt, da ist ein Vorwurf und meine Haltung stört die Beziehung, stört die Kinderarbeit, die die Elternarbeit begleiten soll. Dadurch, dass ich das Familienstellen kennengelernt habe, bekam ich eine ganz andere Haltung und konnte sehen, wie Eltern selbst verstrickt sind. Das fand ich sehr entlastend für mein eigenes Schicksal, aber auch für meine Arbeit.

Das ist sicher richtig, ja. Ich habe bei mir folgende Entdeckung gemacht: Als ich mit wachsender Erfahrung ziemlich schnell in so einer Skulptur erkannte, wo der Hase im Pfeffer lag, unter Umständen schon meine Fantasien als Gruppenleiterin, die daneben steht, genügten, um das Ganze zu beeinflussen.

Zu beeinflussen?

Ja

... oder herauszulocken?

Das ist ja auch eine Beeinflussung. Ich meine das gar nicht im negativen Sinn. Aber meine Vorstellungen gehen in die Skulptur ein, selbst wenn ich gar nicht darin bin. Ich habe mich deshalb auch sehr bemüht, rein räumlich aus der Skulptur herauszugehen.

Ich habe auch mal versucht, therapeutische Interventionen auszuprobieren, das heißt, ich habe jemanden aus der Gruppe gebeten, in einer festgefahrenen Situation einzugreifen bzw. eine Position zu finden, die möglicherweise eine Entlastung bringt. Ich habe das dann drei, vier Leute ausprobieren lassen und habe dann die „Familienmitglieder“ (in der Supervision) – das habe ich nur in der Supervision gemacht – Rückmeldungen geben lassen, was sie als hilfreich und was sie überhaupt nicht als hilfreich erlebt haben. Zum Beispiel dieser berühmte Griff unter den Arm, so jemanden hochzuhieven (wendet den Griff an meinem Arm an). Da kommt man sich dann ja auf die Schliche, wenn was konkret wird.

Wie haben Sie das damals für sich genannt, oder heute? Hellinger spricht ja von „wissendem Feld“.

Ich habe das überhaupt nicht benannt.

Oder erklärt?

Ich habe weder benannt noch erklärt, und ich habe ja auch nichts geschrieben. Da gibt es nämlich noch einen dritten Einfluss. Ich habe mich damals sehr beschäftigt mit dem Kulturphilosophen Jean Gebser. Das ist ein Mann, der als der Vorläufer von New Age und Ähnlichem eine ganzheitliche Sichtweise entwickelt hat. Er ist übrigens ein Gewährsmann von Ken Wilber, falls Ihnen der Name was sagt. Sein Hauptwerk „Ursprung und Gegenwart“ erschien schon 1953. Da steht im Grunde alles drin, was jetzt die modernen Denker sich zusammenreimen in Bezug auf Ganzheitlichkeit. Das war ein völlig närrischer Privatgelehrter, der immer nur allein herumgeforscht hat. Später hatte er allerdings einen Lehrauftrag in Basel innegehabt. Gebser hat in Anlehnung an Cassirer und andere einen Zusammenhang zwischen menscheitsgeschichtlicher und individueller Entwicklung gesehen. So hat er auf beiden Ebenen unterschieden zwischen einer archaischen, magischen, mythischen, mentalen und schließlich einer integralen Bewusstseinsstruktur, die heute anzustreben ist. Das war so sein Lehrgebäude. Und er hat jeder Bewusstseinsstruktur kulturhistorisch jeweils Bewusstseinszustände, Gefühlszustände, körperliche Symptome und Ähnliches zugeordnet. Seine Hauptthese war, dass es nicht etwa darum geht, in die Regression zu gehen, wie manche das missverstanden und die New-Age-Leute sich das vorgestellt haben. Es geht vielmehr darum, die Wirksamkeit, die vorhandene Wirksamkeit magischer Vorstellungen, mythischer Vorstellungen, die bildhaft und, wenn man so will, rechtsseitig sind, anzuerkennen und zu sehen, dass die nach wie vor voll wirksam sind. Sie sind nur von unserer rationalen Struktur überdeckt, man kann sie sozusagen wieder wirksam werden lassen. Sie dürfen aber nicht als Ersatz genommen werden. Also nicht denken, wir müssen jetzt die ganzen mentalen rationalen Denkstrukturen abschaffen und uns wieder den Müttern oder Vätern oder der Erde zuwenden. Und die Beschäftigung mit diesen Schriften hat mich sehr davon überzeugt, dass es Dinge gibt, die sich auch verbal zwar benennen ließen, wenn man es wollte. Aber es ist besser, man benennt sie nicht. Aber da kommt natürlich auch meine weibliche Struktur zum Tragen. Ich hatte keine Lust, das Erfahrene in das männliche Wissenschaftssystem hineinzubringen und es rational zu benennen. Insofern war ich natürlich in meinem Job fehl am Platze.

Deswegen war wahrscheinlich Frau Deneke so begeistert.

Ich denke, das hat auch damit zu tun gehabt, dass die Weiterbildungskandidaten von der KBT oder auch sonst die Supervisorinnen überwiegend Frauen gewesen sind. Oder Männer, die dafür ein Faible hatten. Ich fand es immer ganz interessant, mich mit diesen rationalen, scharfsinnigen Männern auseinanderzusetzen, und umgekehrt schätzten auch diese die Auseinandersetzung mit mir. Aber wirklich angemacht hat es mich nie.

Umso erstaunlicher, dass Sie vor so vielen Jahren, in den Siebzigern, trotz dieser inneren Haltung in einer so hohen Position waren.

Das war umgekehrt, die hohe Position hat mich unangefochten gelassen. Wenn ich also irgendeine Assistentin gewesen wäre, bei irgendeinem Oberarzt, unter irgendeinem Chef und hätte dann gesagt: „Ich möchte das machen.“ Das wäre nicht gegangen.

Ich habe zum Beispiel auch Körpertherapien mit schwersten Psychosen gemacht, Einzeltherapie, nonverbal. Das hätte ich nie machen können, wenn ich nicht Chefin gewesen wäre. Die hätten alle gedacht, die ist verrückt, und das können wir doch nicht zulassen, was die macht. Ich habe mit Berührung gearbeitet, die Psychosepatienten lagen auf dem Boden, und ich habe nur meine Hände an die Fußsohlen gelegt, zehn Minuten, weiter gar nichts. Sozusagen den Boden wieder unter den Füßen hergestellt mit meinen Händen. Solche Sachen, die hätten doch alle gesagt: „Die hat sie nicht alle!“

Ich habe diese Pfade erst betreten, als ich mich durch meine Position entsprechend abgesichert fühlte. Das war kein bewusstes Vorgehen, aber es hat sich so ergeben.

Dann haben Sie aber das, was parallel an anderen Schauplätzen mit der Familienaufstellung passierte, gar nicht so weiterverfolgt?

Nein. Ich habe mich aber immer sehr für die Menschen interessiert, die bei Virginia Satir gelernt hatten, weil ich mich ihr auch innerlich verbunden gefühlt habe. Die hat ja für all die schlaunen Leute im Grunde die konkrete Arbeit gemacht. Sie war eine sehr ungewöhnliche Person.

Ich habe Videos gesehen. Sie war sehr lebendig!

Ja, bis ins hohe Alter und bis in ihre schwere Krankheit hinein.

Ich habe nichts dagegen gehabt, dass sich in der Abteilung Arbeitsgruppen bildeten, die Systemiker, und sich das Institut für systemische Studien sozusagen aus der Klinik herausentwickelt hat. Also das habe ich gefördert, weil ich diesen Blickwinkel richtig fand, aber ich habe mich damit nicht identifiziert. Überhaupt finde ich, dass die Wege nach Rom sehr vielfältig sind. Ich würde nie sagen, Psychoanalyse ist das Wahre oder Verhaltenstherapie oder dritt oder datt. Jetzt im Alter und in der Arbeit mit alten Menschen, die ich aus anderen als therapeutischen Gründen mache, werde ich sehr viel bescheidener in Bezug auf die Einschätzung von Therapie. Unter den siebzehn alten Frauen, mit denen ich arbeite – ich mache ein Seminar über kreatives Schreiben, und da redet man ja auch über vieles. Also, von den siebzehn Frauen, die da in der Gruppe sind, könnten Sie acht als psychoanalytische, psychologische Fallstudien nehmen. Die haben alle ein Schicksal und sind alle mit Haken und Ösen durch ihr Leben gegangen. Wenn ich die gesehen hätte vor zwanzig, dreißig Jahren ...! Wie diese Frauen auch ohne Therapie mit ihrem Leben fertig geworden sind!

(Das Gespräch wurde für diese Zeitschrift gekürzt und redigiert von Inga und Christoph Wild)

Anmerkung der Redaktion: Wir freuen uns über den Hinweis von Laszlo Mattyasovszky auf dieses Interview. Es greift auf lebendigste Weise den Kontext der Entstehungsphase von Familientherapie und Aufstellungsarbeit auf. Thea Schönfelder, damals 77 Jahre alt, schaut unkonventionell und lebhaft auf eine erfahrungsreiche Arbeitszeit zurück.

Mit einer kurzen Vignette möchte ich noch von meiner persönlichen Begegnung mit ihr berichten:

In den 80er-Jahren konnte ich Thea Schönfelder kennen lernen. Sie gab Supervisionskurse für Ausbildungskandidaten in Konzentrativer Bewegungstherapie (KBT). Sie wirkte souverän, humorvoll und höchst motivierend in der Gruppe. Für mich war neu, wie sie Beziehungsstrukturen mit Gegenständen erarbeitete. Sie ließ uns in der Gruppe entweder die eigene Familie, einen persönlichen Konflikt oder eine Fallarbeit darstellen. Dabei war die Wahl der Gegenstände frei. Wir sammelten Steine oder Kastanien, nahmen auch persönliche Sachen dazu wie Kette, Armbanduhr oder Gürtel. Wie unterschiedlich Dinge symbolisch besetzt ihre individuelle Färbung annehmen, kannte ich schon aus der KBT. Dazu kam aber in diesen Sitzungen von Thea Schönfelder die räumliche Platzierung der Dinge zueinander, die Vernetzung mit den übrigen, die mich faszinierte. Es entstand eine neue Dimension in der Veräußerung von Befindlichkeit – eine sprachlich nicht erfasste Ebene, mit der Thea Schönfelder ihre Arbeitsangebote dann ansetzte.

Diese erlebte Erfahrung wurde für mich ein wichtiges Sprungbrett zur Aufstellungsarbeit bei Bert Hellinger und Jakob Schneider und eine wichtige Basis für meine therapeutische Einzelarbeit.

Inga Wild



Thea Schönfelder (1925–2010), Chefärztin (seit 1958) für Nerven und Gemütsleiden, für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Hamburg-Eppendorf (UKE). Von 1970–1987 Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Hamburg (Habilitationsschrift 1966 über „Die Rolle des Mädchens bei Sexualdelikten“). Im kleinen Setting arbeitete sie innovativ mit Familien und setzte als KBT-Therapeutin früh Berührung und Symbolisierung ein. Nach ihrer Arbeits- und Lehrzeit beschäftigte sie sich mit Altersforschung.



Maike Struve, *1965, Diplom Psychologin, Kinder- und Jugendlichentherapeutin (Hamburger Institut für Gestaltorientierte Weiterbildung); 1995–2002 Psychologiestudium in Hamburg; 1999–2009 ambulante Betreuung von Familien mit psychisch kranken Eltern im Rahmen der Eingliederungshilfe (SGB IX §§ 53/54 und der Jugendhilfe). Seit 2005 Berufs begleitend in der Ausbildung zur Psychologischen Psychotherapeutin für Erwachsene (Psychodynamische Psychotherapie)

Seit 2010 Projektleiterin des Projektes SeelenHalt, Hilfen für Familien psychisch kranker Eltern, des Diakonie-Hilfswerkes Hamburg im Zentrum für Beratung, Seelsorge und Supervision.